



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein französischer Anti-Harnack

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sicht, die er bisher genommen hatte, mußte vor dem Ernst der Lage weichen. Freilich litt die unglückliche Stadt sehr, aber der Feind mußte sie räumen. Das war der Abschluß der Verhandlungen. Erbittert reiste Savary zu Napoleon und erfüllte im kaiserlichen Hauptquartier alle maßgebenden Persönlichkeiten mit Haß gegen den unbeugsamen Verteidiger der Festung. Die Wirkung seiner Umtriebe trat nach dem Tilsiter Frieden zutage, indem man die Blockade trotz des Friedensabschlusses noch bis zum 12. Dezember, also noch fünf Monate, aufrecht erhielt. Inzwischen hörten die Desertionen in der Festung nicht auf, und Courbière konnte aus Mangel an genügend starken, zuverlässigen Truppen im Außenfelde nichts Wirksames gegen den Feind unternehmen. So konnte er es nicht verhindern, daß auf der Weichsel häufig Transporte nach Danzig befördert wurden. Ein Versuch, am 24. Mai Nachts das Fahrwasser durch Versenkung eines großen Rahnes zu sperren, mißlang dadurch, daß das gesamte Kommando fahnenflüchtig wurde. Am demselben Tage schnitt übrigens der Feind fünf Scharren in den Damm.

(Schluß folgt)



Ein französischer Anti-Harnack



ie protestantische Theologie des neunzehnten Jahrhunderts hat uns die natürlichen Bestandteile des Christentums, die natürliche Seite seiner Entstehung und seiner geschichtlichen Entwicklung kennen gelehrt. Diese natürliche Seite schließt die übernatürliche so wenig aus, wie es die göttliche Hilfe in der Not zunichte macht, wenn der natürliche Lauf der Dinge einen beherzten Mann an der Stelle des Flusses vorüberführt, wo gerade ein Kind hineingefallen ist; denn Gott ordnet eben den natürlichen Lauf ohne Störung der Naturgesetze so, daß die vorausbestimmten Rettungen darin ihre Stelle finden. Diese historische Betrachtungsweise entfernt sich von der ursprünglich lutherischen, die ganz unhistorisch in der anderthalbtausendjährigen Entwicklung der Kirche nichts als Verderben und Abfall gesehen hatte, und nähert sich wieder der katholischen, die an dem Gleichnisse vom Senfkorn festhält, nur zu sehr daran festhält, denn biblische Gleichnisse decken die zu versinnbildende Sache ebenso wenig wie die der weltlichen Literatur; um im Rahmen des Gleichnisses zu bleiben, muß man mindestens ergänzend hinzufügen, daß so manches von dem, was im Laufe der Zeit am Baume der Kirche hervorgetreten ist, nicht zu den aus dem Keime entwickelten Bestandteilen gehört, sondern sich als Schmarogergewächs angeheftet hat. Und das Gleichnis paßt überhaupt nicht genau, weil sich im Laufe der Zeit auch Bestandteile an der Kirche entwickeln, die zwar nicht als Schmarogergewächs bezeichnet werden können, die aber nur vorübergehende Bedeutung haben und wieder verschwinden. Nur das Wachstum und die Entwicklung mannigfacher großer Gebilde aus einem kleinen Keime sind als unbedingt zutreffende Bestandteile des Gleichnisses festzuhalten.

Grenzboten I 1904

53

Jedenfalls hat diese historische Auffassung einzelne liberale Theologen befähigt, der katholischen Kirche mehr gerecht zu werden, als es die alten Orthodoxen und die Reformatoren selbst vermocht hatten. Wenn sich heute die Orthodoxen den Katholiken nähern, so geschieht das bekanntlich weniger infolge gegenseitigen Verständnisses als zur gemeinsamen Abwehr des Unglaubens, dem sich manche liberale Theologen in bedenklicher Weise genähert haben. Und darin besteht nun überhaupt die Gefahr der liberalen Theologie, daß sie leicht über der natürlichen Seite des Christentums seine übernatürliche überfieht, ja darin so weit geht, die gewonnene historische Auffassung wieder preiszugeben, indem sie schon das übernatürliche Element des Christentums und alles, was damit zusammenhängt, als Entartung der ursprünglichen Jesulehre ansieht. Aus Besorgnis, von den heutigen Naturphilosophen nicht als wissenschaftlich anerkannt zu werden, beugt sie sich vor der ganz unberechtigten Annahme dieser Herren, die Welt natürlich erklären zu wollen, und gibt dafür die wirklich verdienstliche Leistung derselben Philosophie, die Entwicklungslehre, zugunsten der veralteten Abfallslehre preis, wobei es ihr denn auch noch begegnet, daß ihr der Inhalt des Christentums zu einer ganz unansehnlichen und bedeutungslosen Kleinigkeit zusammenschrumpft.

Diese Verirrung hat ein liberaler katholischer Theologe Frankreichs, Alfred Loisy,*) an Harnacks Schrift, „Das Wesen des Christentums,“ beleuchtet in dem Buche: *Evangelium und Kirche* (Autorisierte Übersetzung nach der zweiten, vermehrten, bisher unveröffentlichten Auflage des Originals von Johanna Grière-Becker; München, Kirchheimische Verlagsbuchhandlung, 1904). Ich untersuche nicht, ob Loisy Harnacks Meinung überall genau getroffen hat, denn die Grenzboten sind nicht der Ort für theologische Abhandlungen, sondern skizziere nur Loisys Auffassung von Evangelium und Kirche, weil sie charakteristisch ist für den liberalen Katholizismus des heutigen Frankreichs und außerdem der meinen sehr nahe steht.

Loisy nimmt die Ergebnisse der protestantischen Bibelkritik der Hauptsache nach an. Die Evangelien sind nur in sehr beschränktem Maße als

*) Seitdem das geschrieben wurde, haben die „Kölnische Zeitung“ und die „Wiener Zeit“ Biographisches über Loisy gebracht. Der Abbé Loisy steht jetzt im 46. Lebensjahre und wird als ein bescheidener Mann von unanfechtbarem Wandel und Charakter geschildert. Mit 32 Jahren wurde er an das „katholische Institut von Paris“ berufen und errang sich bald einen Namen als Bibelforscher, geriet aber zugleich in Konflikt mit seinen geistlichen Vorgesetzten, weil er eben die Ergebnisse der protestantischen Kritik und das Menschliche an der Bibel, zunächst in Beziehung auf das Alte Testament, bis zu der bezeichneten Grenze anerkannte. Der Erzbischof von Paris setzte ihn ab und verbot, als er einen Lehrstuhl an einer Staatsanstalt, der Ecole des Hautes Etudes, erhielt, den Seminaristen den Besuch seiner Vorlesungen. Zweimal haben die Eiferer alles aufgeboten, seine Verurteilung in Rom durchzusetzen, sind aber bis jetzt nicht zum Ziele gelangt. Auf privaten Wegen haben sie aber wenigstens so viel erlangt, daß sich die katholischen Buchhändler Frankreichs, Italiens und — Deutschlands fürchten, seine Schriften im Schaufenster auszustellen. — Das war vor Weihnachten geschrieben. Am Weihnachtsabend ist, wie wir aus Nummer 8 der Frankfurter Zeitung erfahren, dem Kardinalerzbischof Richard von Paris das Schreiben des Kardinalstaatssekretärs Merry del Val zugegangen, das ihm mitteilt, daß die Werke des Abbé Alfred Loisy auf den Index gesetzt worden sind, und daß der Papst diesen am 16. Dezember gefaßten Beschluß am Tage darauf genehmigt hat.

historische Urkunden anzuerkennen. Die Chronologie des Johannisevangeliums ist willkürlich nach einem Schema der Zahlensymbolik konstruiert. Eine authentische Darstellung der Lehre Jesu haben wir nicht. „In den Evangelien bleibt von den Worten Jesu nur ein notwendigerweise geschwächtes und etwas gemischtes Echo; es bleiben der allgemeine Eindruck, den er auf seine günstig gestimmten Zuhörer hervorgebracht hat, sowie die wirkungsvollsten seiner Sprüche in der Art, wie sie verstanden und interpretiert worden sind; es bleibt endlich die Bewegung, deren Urheber Jesus gewesen ist.“ Unter diesen Umständen kann das Wesen des Christentums nur aus dem Werke Jesu erschlossen werden; „man würde es vergebens in einigen Überresten seiner Reden suchen.“ Zur Erläuterung ist beizuziehen die Gesamtheit der neutestamentlichen Texte, deren Echtheit am wenigsten angefochten wird, und die so klar und unzweideutig sind, daß ihr Sinn nicht leicht durch Interpretationskünste verdunkelt werden kann. Diesem natürlichen Verfahren ist das von Harnack gerade entgegengesetzt. Er schiebt nicht allein das Werk Jesu, seine immerwährende Betätigung in der Kirche, beiseite, sondern auch die Masse der Texte, läßt das ganze Christentum auf eine individuelle psychologische Erfahrung Jesu und derer, die ihm glauben: das Kindheitsbewußtsein Gott gegenüber, zusammenschrumpfen und gründet dieses armselige Christentum auf zwei unbedeutende Stellen, deren Echtheit keineswegs feststeht, und die nur durch eine willkürliche Interpretation zu Beweisen seiner These gemacht werden können. Die eine davon: „Das Reich Gottes ist in euch“ (Lukas 17, 21) kann gar nicht den Sinn haben, den ihr Harnack beilegt: daß das Reich Gottes etwas rein Innerliches sei; denn sie ist Einleitung zu einer eschatologischen Prophezie von der bevorstehenden Ankunft des Menschensohns, und sie ist an die Pharisäer gerichtet, von denen Jesus sicherlich nicht sagen wollte, daß sie den Himmel im Herzen trügen. Wenn die Stelle echt ist, so kann sie nur bedeuten, entweder: das Reich Gottes ist schon in eurer Mitte, ihr seht es nur nicht; oder: es wird ganz unerwartet, durch kein Zeichen angekündigt, kommen und plötzlich da sein. Die andre Stelle Harnacks (Matth. 11, 27) lautet: „Niemand kennt den Sohn als der Vater, und niemand kennt den Vater als der Sohn.“ Das Bewußtsein aber, daß wir Gott zum Vater haben, das Jesus durch seine eigne innerliche Erfahrung in uns geweckt haben soll, ist weder ein ausschließliches Gut der Christenheit, noch von solcher Bedeutung im Neuen Testament, daß man neben ihm die Fülle anderer Glaubenswahrheiten gering achten dürfte, die einen viel breiteren Raum einnehmen. Wer unbefangen das Neue Testament liest, der kann seine Augen nicht vor der Tatsache verschließen, daß es zwei Glaubenssätze in den Vordergrund stellt und in unzähligen Variationen einschärft: das Reich Gottes und die Messiaswürde Christi. Was diese betrifft, so fällt sie mit seiner Gottsohnschaft zusammen, die keineswegs die allen Menschen zukommende Gotteskindschaft, sondern im Anschluß an die Weisheit des Buches der Sprichwörter und an den Logos Philo's metaphysisch gedacht ist, sodaß es also gegen die offenbare und unbestreitbare Absicht der neutestamentlichen Autoren streitet, wenn Harnack behauptet, nur der Vater, nicht der Sohn gehöre ins Evan-

gelium hinein. „Beim Lesen des Evangeliums würde man nie auf den Gedanken kommen, Jesus fordere nur, daß man an die Güte Gottes glaube, ohne sich um die Zukunft noch um ihn selbst zu kümmern.“ (Frau Grière schreibt: „noch um sich selbst“; es ist dies die einzige Stelle in der sehr guten Übersetzung, wo ich einen Fehler vermute.)

Die Zukunft aber und das äußerliche Reich Gottes sind so wesentliche Bestandteile der Evangelien, daß es ihnen bis zur Vernichtung Gewalt antun heißt, wenn man in der von ihnen verkündigten Erlösung nichts sehen will als einen individuellen und gegenwärtigen psychologischen Vorgang. Das ist nicht der Glaube Jesu und des Neuen Testaments, sondern der unter dem Vorurteil der lutherischen Rechtfertigungslehre entstandne Glaube Harnacks, der ins Neue Testament hineingetragen wird. Allerdings geben die Evangelien das nationale Element des alttestamentlichen Messiasglaubens auf, und das eschatologische tritt ein wenig hinter dem moralischen und dem religiösen zurück. Aber es wird keineswegs fallen gelassen. Gerade in der Einladung zum himmlischen Festmahl besteht die frohe Botschaft, das Evangelium. Alle Gleichnisse der letzten Zeit Jesu haben sie zum Gegenstand. Außer den Gleichnissen vom großen Mahle selbst, u. a. das von den klugen und den törichten Jungfrauen, das vom wachsamem Knechte, der die Rückkehr seines Herrn erwartet, von den Knechten, die mit dem Gelde des Herrn wuchern sollen, vom ungerechten Verwalter, der sich für den Tag der Rechenschaft bei den Schuldnern seines Herrn eine Zufluchtstätte bereitet, das Gleichnis vom reichen Manne und dem armen Lazarus, das zeigt, wie im Jenseits die diesseitigen Ungerechtigkeiten ausgeglichen werden. Beim letzten Abendmahl endlich ladet Jesus seine Jünger, indem er ihnen den symbolischen Becher reicht, zur Zusammenkunft beim himmlischen Festmahle ein (Markus 14, 25). „Die Idee des himmlischen Reiches ist also nichts anderes als eine große Hoffnung, und da keine andre Idee einen so großen Raum in der Lehre Jesu einnimmt und sie so vollständig beherrscht, so ist es eben diese Hoffnung, in die der Historiker das Wesen des Christentums legen muß, wenn es überhaupt irgendwo aufzufinden ist.“ Schon daß wir im Vaterunser beten sollen: Dein Reich komme, beweist, daß das Reich als etwas Zukünftiges gedacht ist. Was gegenwärtig ist, und was schon zu Jesu Lebzeiten gegenwärtig war, das ist nur die Vorbereitung auf das Reich. Mit der Feststellung des Reiches als des eigentlichen Inhalts des Evangeliums ist zugleich schon gesagt, daß das Christentum keineswegs eine rein innerliche und individuelle Angelegenheit sein könne (vom Rechtfertigungsprozeß findet sich in den Evangelien keine Spur), sondern daß es eine Gemeinschaftsangelegenheit und eine äußerliche Angelegenheit ist. Neben dieser großen Zukunftsangelegenheit erscheinen alle irdischen, alle Gegenwartsangelegenheiten nichtig. Es kann nicht geleugnet werden, daß sich diese Nichtachtung von allem, was uns heute wichtig erscheint, auch der Arbeit, mit unsern modernen Anschauungen schlechterdings nicht vereinigen läßt. Die Grundidee des Christentums mußte eben bei seiner Gründung rein, kräftig und unverklaustert ausgesprochen werden, und diese Grundidee ist, daß ohne die

Hoffnung auf das ewige Leben die ganze irdische Kulturherrlichkeit keinen Wert hat.

Harnacks Christentum ist nach Voisy nicht allein dürftig bis zur Kläglichkeit, es ist nicht allein schriftwidrig, es hebt sich sogar selbst auf, indem es seinen Gründer verächtlich macht. „Wenn das Wesen des Evangeliums und Jesu Bewußtsein der Gottessohnschaft weiter nichts bedeutet, als daß Jesus Gott als den Vater der Menschen erkannt hat, so erscheinen die Idee des Reichs und das Messiasbewußtsein Jesu nicht allein wie geringwertige Nebensächlichkeiten, sondern sogar wie reine Illusionen, wie ein vom Heiland an die Vorurteile seines Volks gezahlter Tribut. Das Werk Christi stellt sich dann als ein unüberlegter Begeisterungstaumel dar, der nur durch die innige Religiosität des Mannes vor der Ausartung in Fanatismus bewahrt wurde, ohne dadurch seinen chimärischen Charakter einzubüßen. Vergebens bemüht sich Harnack, diesen Jesus über Sokrates zu stellen. War die messianische Hoffnung eine Illusion, dann ist der für die Sache der Vernunft sterbende Philosoph, der keine irrigen Zukunftshoffnungen erweckte, weiser gewesen, als der für einen falschen Glauben sterbende Christus. So wird das Evangelium vom theologischen Rationalismus mißhandelt, statt erklärt zu werden; dieser erniedrigt Jesus unter dem Vorwande, seine Größe zu wahren, nicht allein unter Sokrates, sondern unter alle geistig gesunden Menschen. Das Evangelium und Christus werden in zwei Bestandteile zerlegt: in ein moralisches Gefühl, das man bewundernswert zu finden geruht, und in einen Traum, den man noch nicht lächerlich zu finden wagt.“

Die Entwicklung des Samenkorns zum Baum in der Lehre und in dem Leben der Kirche stellt Voisy ähnlich dar, wie ich es wiederholt, zum Beispiel in Hellenentum und Christentum, versucht habe. Gewiß sind die Dogmen jüdisch-hellenische Spekulationen, aber wenn man sie, wie Harnack, dem echten, auf eine einzige Idee reduzierten Christentum als etwas Fremdes gegenüberstellt, so löst man, wie Voisy richtig bemerkt, das Christentum aus Natur und Geschichte heraus und verstößt, wie ich das eingangs ausgedrückt habe, gegen das Gesetz der Entwicklung. Die jüdischen und die platonischen Spekulationen müssen darum, weil sie jüdisch und heidnisch sind, noch nicht als etwas Ungöttliches und Unchristliches verworfen werden; gerade dadurch hat das Christentum seine Göttlichkeit und zugleich seinen univervellen Charakter bewährt, daß es in sich aufnahm, was die menschliche Vernunft schon im Nachsinnen über Gott und Welt Beachtenswertes gefunden hatte. Nur gegen den Anspruch der Kirche muß man protestieren, daß sie mit ihren Formulierungen den Inhalt der göttlichen Geheimnisse erschöpft und den unbedingt gültigen Ausdruck dafür gefunden habe, den sich jeder bei Strafe der ewigen Verdammnis anzueignen verpflichtet sei. Nach Voisy erhebt die katholische Kirche diesen Anspruch gar nicht. Das Evangelium enthält „keine absolute und abstrakte Doktrin,“ sondern verkündigt einen lebendigen Glauben. Diesen Glauben der Welt zu erhalten, dazu „war ein Anpassungsprozeß erforderlich und wird immer einer erforderlich sein.“ Der Historiker sieht in den Dogmen „eine

durch mühsame theologische Gedankenarbeit erworbene Interpretation religiöser Tatsachen. Mögen die Dogmen ihrem Ursprung und Wesen nach göttlich sein, so sind sie doch nach Bau und Zusammensetzung menschlich," und der Prozeß, der immer neue Formulierungen hervorbringt, um den Ausdruck des Glaubensinhalts dem jeweiligen Erkenntnisstandpunkte der Gläubigen anzupassen, kann niemals für abgeschlossen angesehen werden. Das kirchliche Formular ist nur ein Hilfsmittel des Glaubens, „die Richtschnur des religiösen Denkens; der vollständige Ausdruck des Gegenstands dieses Denkens kann es nicht sein, da dieser Gegenstand Gott selbst, der Unerforschliche, Christus und sein Werk ist; jeder eignet sich ihn mit Hilfe der Formeln so gut an, wie er kann.“ Wird sich der Episkopat, wird sich der Papst mit dieser Auffassung des Dogmas einverstanden erklären? Ich wünsche es Voisy und allen liberalen Katholiken, wünsche es auch der ganzen Christenheit, glaube aber nicht, daß es im nächsten halben Jahrhundert schon geschehn wird. Voisy selbst formuliert die drei Grunddogmen folgendermaßen: „Es gibt nur einen ewigen Gott, und Jesus ist Gott, so lautet das theologische Dogma. Das Heil des Menschen ruht vollständig in der Hand Gottes, und doch hängt es vom freien Willen des Menschen ab, ob er sich rettet oder nicht; so lautet das Dogma von der Gnade. Die Kirche hat Machtvollkommenheit über die Menschen, und doch hängt der Christ nur von Gott ab; das ist das Dogma von der Kirche.“ Jeder dieser drei Sätze enthält einen logischen Widerspruch; damit wird das Bekenntnis abgelegt, daß die Vernunft unfähig ist, das Wesen Gottes, der Schöpfung und der Erlösung zu begreifen.

Auch die Hierarchie und die Sakramente nebst dem Messopfer führt Voisy nicht auf ausdrückliche Einsetzung Christi zurück, der nur Apostel und Jünger erwählt, die Aufnahmezeremonie der Taufe und das Erinnerungsmahl angeordnet habe, sondern läßt sich das alles aus dem Samenkorn, der Urgemeinde, im Laufe der Zeit entwickeln. Eine Kirchenverfassung mußte, da die unsichtbare Kirche ein Ungebanke ist, mit Notwendigkeit von selbst entstehen. Ein Kultus mußte sich in Anbequemung an griechische, römische, germanische Gebräuche entfalten, denn, meint der Verfasser, wenn die Kirche aus Griechen, Römern, Germanen bestehen sollte, so mußte sie natürlich selbst griechisch, römisch, germanisch werden. Auch in dieser Anbequemung lag nach ihm kein Abfall vom Christentum, weil es christliches Leben war, was sich in den aufgenommenen und fortgebildeten, oder wie man bei der Bußanstalt sagen muß, durch die veränderten Zustände erzwungenen Bräuchen und Einrichtungen entfaltete. Nach meiner Ansicht geht Voisy zu weit, wenn er meint, die römische Kirche sei nie in ein weltliches Reich ausgeartet, weil auch die weltliche Macht, die ihr der Entwicklungsprozeß aufgenötigt habe, immer im Dienste der Religion verwandt worden sei, und wenn er das heutige Übermaß von zum Teil abergläubischen Zeremonien und Andachtsformen damit rechtfertigt, daß es die Frömmigkeit befördere. Man muß doch fragen: Was für eine Frömmigkeit? Aber man kann dergleichen Rechtfertigungsversuche mit der schwierigen Lage, in der ein liberaler Katholik ist, entschuldigen. Will ein solcher auf seine Glaubensgenossen einwirken, so muß er sich davor hüten, den Fanatikern

eine Handhabe darzubieten, die seit Pius des Neunten Regierung übermächtig, und die alle nicht abergläubisch Bigotten aus der Kirche hinauszudrängen bestrebt sind. Auf diese Rücksicht ist wohl auch die sehr verlausulierte Ausdrucksweise Voishys zurückzuführen, die seine eigentliche Meinung mitunter mehr nur erraten als deutlich hervortreten läßt.

C. J.



Von der Spree zur Oder

(Wanderungen in der Niederlausitz 3)

Von Otto Eduard Schmidt

(Schluß)



Es ist in Sachsen zur Gewohnheit geworden, über die polnischen Pläne Augustus des Starken erbarmungslos den Stab zu brechen, sie als ein sinnloses, an und für sich verwerfliches Abenteuer hinzustellen. Dieses Urteil ist sehr wohlfeil zu finden, wenn man von dem schließlichen Erfolg dieser Bestrebungen ausgeht. Wer aber die Vorgeschichte der Erwerbung Polens kennt, die in den jahrhundertelangen Bemühungen der sächsischen Fürsten enthalten sind, ihren wirtschaftlich reich entwickelten Landen den ungestörten Bezug der polnischen Rohprodukte und einen gewinnbringenden Absatz der sächsischen Industrieprodukte nach Osten zu sichern, der wird etwas vorsichtiger urteilen. Er braucht deswegen nicht zu verkennen, daß für August den Starken die kräftigsten Impulse in seinem romantisch-ritterlichen Lebensideal, in seiner ungezügelten Begierde nach Ruhm und Glanz gegeben waren, er wird aber daneben bemerken, daß die Erwerbung der polnischen Krone in gewissem Sinne auch als der Abschluß einer seit Heinrich dem Erlauchten betriebenen Politik bezeichnet werden kann. An besonnenen Urteilen über die polnische Politik Sachsens hat es in keiner Zeit gefehlt, sie sind nur nicht die herrschenden geworden. Sogar unmittelbar nach dem Siebenjährigen Kriege, als Sachsens Ruin vor aller Augen lag, hat zum Beispiel der sehr gut unterrichtete Verfasser des *Tableau général de la cour . . . de la Saxo en 1769*, vermutlich der Geheime Kammer- und Bergrat Graf Albrecht Ludwig von der Schulenburg-Klosterroda, die polnische Frage wesentlich anders beurteilt, als es heute gewöhnlich geschieht. Er sagt: „Die Frage, ob die Krone Polens für den Kurfürsten von Sachsen vorteilhaft oder nachteilig ist, hat man seit langer Zeit vielfach besprochen, aber nur nach Leidenschaften und einseitigen Interessen, man hat sie niemals unbefangenen beurteilt. Die Vorteile, die dem Lande dadurch entstehn, sind eine wesentliche Hebung des Handels, denn durch den Verkehr zwischen beiden Ländern wird Sachsen der Vermittler des Handels zwischen dem Süden und Polen. Alle Produkte des Bodens und der Fabriken Sachsens gehn nach Polen unter fremden Namen und vermischt mit Waren anderer Länder. Die polnischen Juden kaufen en gros jeden Ladenhüter, welchen die sächsischen Kaufleute anderwärts nicht absetzen können. Für die Hauptstadt Dresden entsteht ein andrer Gewinn dadurch, daß viele reiche polnische Magnaten dort, um in der Nähe des Königs zu sein, ihre reichen Einkünfte verzehren. Man hat behauptet, daß die polnische Krone Sachsen belaste, weil die Einkünfte Polens den Aufwand nicht deckten, allein man hat dabei nur nach dem Erfolge geurteilt. August der Zweite hatte den beschwerlichen Krieg mit Schweden zu führen . . ., allein dieser Krieg war ein Zufall und nicht eine unabweiskliche Folge des Besitzes der Krone Polens. August der Dritte